Nr. 112. 36. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Sonnabend, 2. März 1907

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteure: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Mühlhausen-Langensalza.

Die liberale Gewinnliste, die man nach dem 25. Januar und dem 5. Februar aufstellen konnte, ist gestern ein wenig verkürzt worden: Mühlhausen-Langensalza ist bei der Nachwahl den Konservativen in die Hände gefallen. So haben sich die trüben Ahnungen erfüllt, die man schon hegen mußte, als der freisinnige Volksparteiler Eickhoff die Wahl in Mühlhausen-Langensalza ablehnte und das Mandat in Lennep-Mettmann annahm. Die Ereignisse, die zu dieser Niederlage geführt haben, sind ebenso unerfreulich, wie konfus. Und wer versucht, die Wahrheit herauszufinden, wird es mindestens einem Teile der liberalen Mühlhausener nicht völlig recht machen.

Herr Professor Eickhoff vertrat den Kreis Mühlhausen-Langensalza, der zuletzt der Reichspartei gehört hatte, seit 1898. Er war im Kreise beliebt und es war nur natürlich, daß ihn seine Wähler auch nach der Reichstagsauflösung wieder zum Kandidaten erkoren. Aber Herr Professor Eickhoff wurde auch in Lennep-Mettmann gewünscht, wo 1903 der Sozialdemokrat Meist den Freisinnigen Fischbeck geschlagen hatte. Herr Eickhoff ist im Kreise Lennep-Mettmann geboren, er hat viel viele Jahre hindurch als Lehrer gewirkt und er schien den Liberalen seiner Heimatgegend als der richtige Mann, um der Sozialdemokratie das Mandat zu entreißen.

Der redegewandte und dielnumworbene Professor kandidierte also in beiden Kreisen: in Lennep-Mettmann, wo seine Wiege gestanden hatte, und in Mühlhausen-Langensalza, wo er sozusagen durch Wahlverwandtschaft zu Hause war. Er hielt während der Wahlkampagne in Mühlhausen-Langensalza nur wenige Reden und wendete sich bald zu dem Kreise in der Rheinprovinz, den es neu zu erobern galt. Hat er vor seiner Abreise den Wählern versprochen, die Wahl in Mühlhausen anzunehmen und auf Lennep-Mettmann zu verzichten? Gegenüber den Behauptungen mancher seiner früheren Parteigänger und gegenüber den Beschuldigungen der „Mühlhausener Zeitung" bestreitet er entschieden, je ein solches Versprechen gegeben zu haben. Es ist sehr wohl möglich, daß hier ein Mißverständnis vorliegt und daß unbestimmte Andeutungen mit bestimmten Zusagen verwechselt worden sind. Der Prozeß, den Herr Eickhoff gegen die „Mühlhausener Zeitung" anstrengen will, dürfte — falls nicht vorher eine sehr wünschenswerte Einigung erfolgt — für Klarheit in dieses Wahlmysterium bringen. Eine Beruhigung der zuerst etwas erregten Geister hat erfreulicherweise schon begonnen.

In Lennep-Mettmann wurde Herr Professor Eickhoff überaus warm gefeiert. Er fuhr im Automobil von Ort zu Ort und seine Heimatgenossen und seine ehemaligen Schüler freuten sich herzlich, ihn wieder zu sehen. Er sprach in Wermelskirchen, in Mettmann, in Remscheid und in anderen Städten und siegte schließlich in der Stichwahl mit 5583 Stimmen Mehrheit über den Sozialdemokraten Meist. Am Tage nach diesem Siege erklärte Herr Eickhoff, daß er in Lennep-Mettmann annehme, und er begründete, in mündlichen Gesprächen, seinen Entschluß auf ganz besondere Weise. Er glaubt, daß es seine Mission sei, die Sozialdemokratie zu überwinden, und er meint, daß er „ein politisch toter Mann" gewesen wäre, wenn er nicht als Sieger über einen Sozialdemokraten in den Reichstag hätte zurückkehren können. Wir sind der Ansicht, daß Herr Professor Eickhoff die Dinge zu tragisch auffaßt und daß er viel zu lebenskräftig ist, um so schnell getötet zu werden. Und unsere Begeisterung für die „konservativ-liberale Paarung" ist noch nicht groß genug, um den Sieg eines Liberalen über einen Konservativen geringer zu bewerten, als den Sieg über einen Sozialisten.

Indessen, Herr Professor Eickhoff war nun einmal in zwei Wahlkreisen aufgestellt und gewählt worden, und da beide Kreise mindestens für gleich unsicher gelten konnten, und da er offenbar bindende Verpflichtungen nicht übernommen, so war es sein gutes Recht, sich für Lennep-Mettmann zu entscheiden. Leider entstand nach dem Bekanntwerden dieser Entscheidung in Mühlhausen-Langensalza eine unheilvolle Verwirrung, und einige Mitglieder des freisinnigen Wahlcomités gingen in der ersten Aufregung so weit, die Kandidatur des rechts-nationalliberalen Herrn v. Möller zu proklamieren. Gegenüber früheren Meldungen muß nochmals anerkannt werden, daß der Berliner Vorstand der freisinnigen Volkspartei mit dieser Taktik nichts gemein hatte, und daß die Kandidatur Möller an dem Verhalten der freisinnigen Volkspartei scheiterte. Ob die Kandidatur des freisinnigen Lehrers Merten die geringe Werbekraft besaß, ist schwer zu beurteilen. Aber es mag nicht leicht gewesen sein, so im Handumdrehen einen populären Nachfolger für Herrn Eickhoff zu finden.

Die ungeheuere Mehrzahl der liberalen Wähler in Mühlhausen-Langensalza ist trotz allen Verstimmungen und Zwischenfällen mannhaft für Herrn Merten eingetreten. Nur einige unversöhnliche Gemüter sind zu Hause geblieben, oder haben gar für den Reichsparteiler Arnstadt gestimmt. Das Schicksal des Tages haben die Zentrumswähler entschieden, die den konservativen Kandidaten diesmal einmütig unterstützt haben, und diese „konservativ-klerikale Paarung" sollte auch Herrn Eickhoff zu denken geben. Man kann aus der gestrigen Niederlage noch vielerlei lernen, und man kann vor allem lernen, daß Doppelkandidaturen stets gefährlich sind und zu Mißhelligkeiten führen müssen. Es ist ja für einen Kandidaten sehr schön und sehr schmeichelhaft, wenn zwei Wahlkreise sich um ihn reißen, aber die Interessen der Partei können sehr leicht darunter leiden. Die Niederlage von Mühlhausen-Langensalza erinnert an das alte Volkslied, das so weise warnt:

„So geht's, wenn zwei Knaben
Eine Maid wollen sieh haben,
Das tut nimmer kein Gut's."

* Die Entscheidung des Bundesrates über **braunschweigischen Frage** hat im braunschweigischen Lande große Aufregung hervorgerufen. Die welfische „Deutsche Volksztg." nennt den Beschluß das „Todesurteil des deutschen Fürstentums" und meint, die deutschen Fürsten hätten „einstimmig das Legitimitätsprinzip zum alten Eisen geworfen". Die „Braunschw. Neuesten Nachr." aber, denen man Beziehungen zum Ministerium nachsagt, verzeichnen das Gerücht, die drei braunschweigischen Reichstagsabgeordneten beabsichtigten, eventuell ihre Mandate niederzulegen. „Würde dieser Fall eintreten," so fügt das Blatt hinzu, „so würden ohne Zweifel nach der heutigen Lage im Herzogtum drei Sozialdemokraten als Braunschweiger Vertreter ihren Einzug in Berlin halten." Eine ähnliche Drohung hat angeblich die polnische Fraktion im preußischen Landtage ausgesprochen. Die polnischen Abgeordneten wollen, wenn die Enteignung polnischen Grundbesitzes Gesetz werden sollte, ihre Mandate niederlegen und dafür sorgen, daß Sozialdemokraten an ihrer Stelle gewählt werden. In dem einen wie in dem anderen Falle dürfte die Suppe nicht so heiß gegessen werden, wie sie gekocht wurde. Wenn aber die Braunschweiger sich daran stoßen, daß jetzt das Provisorium abermals verlängert werden müsse, so fangen sie sich in juristischen Zwirnsfäden. Selbstverständlich sind Regentschaftsrat und Landtag in Braunschweig souverän. Sie können also auch das Regentschaftsgesetz zweckmäßig dahin abändern, daß sie nicht wieder einen Regenten, sondern ohne Umschweife einen neuen Herzog wählen. Nur das Welfenhaus ist nach der Entscheidung des Bundesrates ausgeschlossen; sonst aber steht die Wahl unter den deutschen Prinzen frei. Es ist unverständlich, weshalb man in Braunschweig nicht diesen Weg betreten will.

* Im preußischen Abgeordnetenhause haben sich die Fraktion der **freisinnigen Volkspartei** und die Fraktion der **freisinnigen Vereinigung** auf Grundlage der Vereinbarung, die die Fraktionen der liberalen Linken im Reichstage getroffen haben, ebenfalls zu gemeinsamer parlamentarischer Arbeit vereinigt. Heute vormittag hat die erste gemeinschaftliche Fraktionssitzung stattgefunden.

* Bei dem vom Reichskanzler erwähnten großen **Wahlfonds,** dem er selbst von anderer Seite ihm zugegangene Beiträge zugeführt hat, handelte es sich, wie wir feststellen zu können glauben, um eine ausgesprochen private Sammlung. Von konservativer Seite ist es so hingestellt worden, als ob die Veranstaltung dieser Sammlung und die Verwaltung des Fonds in den Händen eines von den Fraktionen der Minderheitsparteien vom 13. Dezember gewählten Ausschusses gelegen habe. Nach unserer Information sind indessen die freisinnigen Parteien jedenfalls an dem Sammlungswerk nicht beteiligt gewesen. An der Spitze des Ausschusses soll der vielgewandte freikonservative Abgeordnete Freiherr v. Zedlitz gestanden haben.

Botschafter White über die deutsche Diplomatie.

Der Rom verlassende amerikanische Botschafter White, der bekanntlich der Delegierte der Vereinigten Staaten auf der Algeciras-Konferenz war, gab einigen ihm von Algeciras her bekannten Römischen Journalisten ein Frühstück, auf dem er über das angebliche Telegramm Kaiser Wilhelms an Roosevelt folgende interessanten Enthüllungen machte: Als Deutschland den österreichischen Vorschlag angenommen hatte, drückten die Delegierten verschiedener Mächte Radowitz ihre Glückwünsche aus, um damit ihre Befriedigung über die bevorstehende glückliche Erledigung der Marokko-Angelegenheit kundzutun. Radowitz legte indessen diese Glückwünsche irrtümlich aus, indem er darin die ausdrückliche formelle Zustimmung der Delegierten zum österreichischen Vorschlag erblickten. In diesem Sinne telegraphierte Radowitz nach Berlin, wo man einen Augenblick tatsächlich an die Unterstützung des österreichischen Vorschlages durch mehrere Mächte glaubte. Darauf telegraphierte die Regierung (nicht der Kaiser!) in der von der „Revue des deux Mondes" angegebenen Weise nach Washington, nämlich daß der österreichische Vorschlag bereits von den erwähnten Mächten angenommen sei, und daß ihn Amerika folglich gleichfalls annehmen möchte.

Das „Giornale d'Italia", das diese Enthüllungen Whites veröffentlicht, fügt offenbar ebenfalls in Anlehnung an Aussprüche des Botschafters White hinzu: Seitens der deutschen Diplomatie könne also wohl ein Irrtum in der Bewertung der im Schoße der Konferenz spielenden Tendenzen vorliegen oder auch ein Irrtum in Taktik, aber niemals ein Akt diplomatischer Unloyalität oder mangelnder bona fides. Dies müsse zur Ehre der deutschen Diplomatie festgestellt werden. (Diese Darstellung stimmt vollkommen mit dem Kommentar überein, den wir vor einigen Tagen an die Wiedergabe des Tardieuschen Artikels „In Algeciras" geknüpft haben. Die Redaktion.)

Kainz als Mephisto.

Zum Gastspiel im Neuen Schauspielhause.

So wunderlich es klingen mag: Josef Kainz, der Wandlungsreiche, kann sich nicht verstellen. Es ist sein menschlichster Zug, der seiner Größe keinen Abbruch tut, den wir lieben müssen, auch wenn er uns ärgert. Die alte, ungern aufgegebene Knabenvorstellung vom Vorrecht der genialischen Persönlichkeit, von ihrer anarchischen Willkür, vom Aufmucken gegen die Disziplin erweckt dieser seltsame Mann zum letzten Male. Er kann sich nicht verstellen: er ist die verkörperte Laune, kein Kunstbeamter.

Niemals verhehlt Kainz die Abhängigkeit seiner Stimmung vom Geist der Stunde, vom Zufall. Etwas in ihm bäumt sich gegen den Zwang auf, zur vorbestimmten Stunde, wenn die Lampen angezündet werden, aus Herzens Tiefen sein Bestes zu schöpfen. So hat er selbst in seinen bequemsten Rollen oft heftige Verehrer seines Talents aus dem Theater hinausgetrieben. Er ist Künstler genug, um die Ehrfurcht vor dem Dichterwort zu kennen, um zu empfinden, wieviel Fleiß zur scheinbar mühelosen Improvisation gehört. Aber der Mensch in ihm ist zuweilen stärker als der Künstler, und er verschmäht es, diesen Zwiespalt zu verhüllen. Bietet seine Aufgabe Episoden, die seinem Naturell widerstreben, mit denen er innerlich noch nicht fertig ist, so läßt er sie einfach unter den Tisch fallen.

Er selbst wird es besser als seine Lobredner wissen, daß die Rolle des Mephisto für ihn solche Widerstände birgt. Von dieser Tatsache, die ehrliche Berichte aus Wien nicht verschwiegen hatten, konnten sich gestern die Berliner, die Enthusiasten wie die Zweifler, leicht überzeugen. Ganze Szenen hindurch erschien das wohlvertraute Bild des Schauspielers Josef Kainz, der sich nicht verstellt, der gleichsam künstlerisch zu striken scheint. Wer Augen hat, sieht in solchen Momenten die geschmeidigste Gestalt der deutschen Bühne in hölzerner Steifheit. Wer Ohren hat, hört unseren feurigsten Sprecher kalt und teilnahmlos seine Reime herunterklappern. Nicht bloß in den ersten Minuten seines Auftretens, die dieser Virtuose der Steigerung gern unbefeelt läßt. Noch in der letzten Szene, die meiner Ausdauer kurz vor Mitternacht erreichbar war, bei Valentins Zweikampf, war ein solches Stocken wahrnehmbar.

Dieses Versagen vor und nach ein paar Meisterszenen ist nicht mit der Ungunst des Moments, der Stimmung allein zu erklären. Es muß tief in der Natur der begnadeten Persönlichkeit begründet sein, die wie keine andere gerade zum Mephisto prädestiniert scheint. Behendigkeit des Körpers und des Geistes, schneidende Dialektik, schlagfertige Sicherheit — wer könnte darin, wie in der souveränen Beherrschung des Verses mit Josef Kainz wetteifern? Ueberlegenheit ist der Stempel seines Höllenprinzen. Geistige Ueberlegenheit, wenn er den Schüler hinters Licht führt, wenn er sein Spiel mit Fran Marthe, mit den Sanftdrückern in Auerbachs Keller treibt. Gesellschaftliche Ueberlegenheit, wenn er, der „Kavalier", seinen Gefährten Faust mustert, dem er mit allen Hexentränken nicht den Magister austreiben kann. In seinem von keinem Bärtchen verdeckten Gesicht zuckt und sprüht aber nicht nur die ironische Laune des Weltmanns, wie ihn seit Laroches Zeiten große und kleine Darsteller spiegelten. Auch der „Schandgeselle, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt", kommt zum Vorschein, wenn dieser Mephisto mit unheimlichen Schritten Gretchen buchstäblich in die Enge treibt.

Fehlt leider! nur das geistige Band. Dem Dämon des Widerspruchs kann auch Kainz nicht die wundervolle Geschlossenheit aufzwingen, die wir so oft an seinen Gestalten preisen durften. Vielleicht ruht das Geheimnis, das ihn so sinnfällig von Zeit zu Zeit erlahmen läßt, in der Struktur des gewaltigen Faust-Gedichts mit seiner deutschen Widerspenstigkeit gegen die Bühne. Kainz ist und bleibt nun einmal ein nach Deutschland Verbannter, der seine Herzensheimat in der romanischen Kunst findet. Er muß auf dem Theater das Heft in der Hand, muß freien Spielraum mit weitem Anlauf haben. Er muß herrschen und nicht, wenn auch nur zum Schein, dienen. Sein Elan verflackert ebenso schnell, wie er sich entzündet, wenn die Szene sich ihm nicht ohne Schranke öffnet. Sein Element ist das Feuer, nicht das Eis, in dem sich Mephisto, seinem Bekenntnis zur Flamme zum Trotz, so wohl fühlt. Kainz braucht die „positive Tatkraft", die der Greis Goethe selbst, im Gespräch mit Eckermann, dem höllischen Sendboten abspricht. Er muß führen dürfen, vorwärts und aufwärts, nicht bloß hemmen. Sein Pathos ist wahrlich nicht auf den Baumkreis des Heroischen, des Liebhabers beschränkt. Kanaillen kann er spielen, zum Sophisten aber ist er, mit fünfzig Jahren, noch zu jung.

* * *

Neben den inneren galt es, äußere Widerstände zu überwinden. Denn die Regie des Neuen Schauspielhauses sah ihre vornehmste Aufgabe darin, ihre schöne große Drehbühne nach Kräften zu verengern. So baute sie beim Osterspaziergang, vor allem aber in Marthes Garten, als Durchgänge wahre Menschenfallen, für die selbst Kainz nicht schlank genug schien. Im übrigen ließ sie eine löbliche Zurückhaltung walten, ohne Prätention, freilich auch ohne Ehrgeiz. Ihren Darstellern wird die Direktion selbst schwerlich das Zeugnis der Goethe-Reife ausstellen. Die meisten von ihnen wunderten sich offenbar selbst über den Aufschwung in die höchste Region, der ihnen so plötzlich von dem Wiener Logierbesuch zugemutet wurde. Auch Herr Zimmerer, der an der Hofbühne ein hübsches Talent zum Repräsentieren verraten hat, fühlte sich als Faust recht unbehaglich und verfiel der Deklamation desto rettungsloser, je weiter er sich aus seinem Studierzimmer entfernte. Fräulein Marens Gretchen verwechselt noch das Häusliche mit dem Hausbackenen. Sie hat aber zum mindesten die Sentimentalität abzustreifen gelernt, wenn ihr in ihren Studien auch noch „zu tun viel übrig bleibt".

Monty Jacobs.

Der Abschied des Roosevelt-Professors.

(Bericht für das Berliner Tageblatt.)

Zum letzten Male stand heute der Professor John W. Burgess, dem die vox populi academici den Namen des „Roosevelt-Professors" gegeben hat, auf der schön geschnitzten Rostra in der Aula der Universität. Ein verdrossener Spätwintertag schickte gräuliche Lichter durch die breiten Bogenfenster, und die Marmorbüsten der Gelehrtengalerie zu beiden Seiten des edel geschmückten Raumes schienen noch schmutziger als sonst in diesem unfreundlichen, abweisenden Dämmerschein.

Der Platz für das Publikum ist in zwei Hälften zerschnitten. Vorn haben sich — sogar mit ein paar Offizieren in der Mitte — die Notabeln versammelt, denen der Rektor Professor Kaftan, die Ordnungskette über dem einfachen Frack, die Honneurs macht. Die